Zeitschrift: Schweizer Revue : die Zeitschrift für Auslandschweizer
Herausgeber: Auslandschweizer-Organisation
Band: 16 (1989)
Heft: 4

Artikel: Ungarischer Blick auf die Schweiz
Autor: Martin, József
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-909976

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 08.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Für den Brasilianer Gideon Rosa die schönste Stadt Europas: Zürich. (Photoswissair)

bloss aus den einstigen Kolonisatoren, den Beherrschern der Weltmeere und Brasiliens, geworden? Von Vertretern im eigenen Land ausgesucht, verdingen sie sich während neun Monaten pro Jahr als sogenannte Saisonniers in der Schweiz. (Grausam ist die Rache der brasilianischen Götter!) Ob sie Strassen aufreissen, Wege pflastern oder in den Restaurants Tische abwaschen – die fleissigen Portugiesen werden allenthalben geschätzt. Pikantes Detail im Ablauf dieser Form zeitgenössischer Sklaverei: Die Fremdarbeiter arbeiten immer unter der Aufsicht eines Schweizer Chefs.

Was in der Schweiz in bewundernswerter Weise funktioniert, sind die öffentlichen Transportdienste. Die Intercityzüge wie auch die städtischen Trams verkehren mit einer verblüffenden Pünktlichkeit. Ist die Abfahrtszeit der Bahn auf 7.03 Uhr festgelegt worden, so fährt sie auch um drei Minuten nach sieben ab. Ehrenwort. Und dann die Trams erst! Im Fünf- bis Zwölfminutentakt transportieren sie Zehntausende von Passagieren jeden Tag durch die Stadt. Wobei bereits Stimmen laut werden, es müssten mehr Trams her, die Fahrintervalle verkürzt und das Sitzplatzangebot vergrössert werden. Trifft einmal ein Tram nicht ganz programmgemäss ein, so blickt männiglich irritiert auf die Uhr. Die sprichwörtliche schweizerische Pünktlichkeit ist den Eidgenossen in Fleisch und Blut übergegangen – auch wenn sie inzwischen beträchtliche Teile ihres einstigen Uhrenreiches an die japanische Konkurrenz abtreten mussten.

Gideon Rosa, Salvador de Bahia

Ungarischer Blick auf die Schweiz

Der Besucher, der als Berichterstatter zuvor einzig in Genf hie und da bei politischen Ereignissen geweilt hatte, konnte sich diesmal auf Schritt und Tritt davon überzeugen, dass in diesem selbst für ungarisches Mass kleinen Staat – die Fläche der Schweiz beträgt im wesentlichen die Hälfte Ungarns – die Bürger sich voll zu Hause fühlen und wie Eigentümer benehmen. Eine der grössten Sorgen Osteuropas besteht aber gerade darin, dass die Sozialismus genannten Staatssysteme in den Menschen das Eigentümerbewusstsein geschädigt oder gar abgetötet haben und dass in diesen Jahrzehnten kleine wie grosse Vermögen dem Verfall preisgegeben wurden. Dem Besucher, der aus Ungarn anlangt, kommt es als ein Rätsel vor, wie die Gefühle begründet sind, die es den Schweizern erlauben, sich ganz zu Hause zu fühlen in einem Land, in welchem sich beinahe nichts gleicht und wo weder die Sprache noch die Konfession einheitlich sind.

Für den Ostmitteleuropäer bedeutet das friedliche Nebeneinander von Sprachen in der Schweiz ebenfalls ein Grunderlebnis; denn er weiss nur allzu gut, dass in seiner eigenen Region die sprachlich-ethnische Diskrimination, die milderen oder rohen Formen der Unterdrückung, das versteckte oder offene Genozid über beträchtliche Traditionen verfügen und selbst in der Gegenwart noch vorhanden sind.

Besser als sein Ruf

Aus einem ostmitteleuropäischen Blickwinkel empfindet man Behauptungen schweizerischer Lokalblätter unter Titeln wie «Materialien zum alltäglichen Rassismus» recht übertrieben. In Ungarn leben zurzeit etwa 20000 Flüchtlinge aus Siebenbürgen, grösstenteils Ungarn, und die bange Frage meldet sich doch schon von Zeit zu Zeit: Was geschieht, wenn grössere Massen die Grenze überschreiten sollten? Das hat allerdings mit der Wirtschaftskrise unseres Landes zu tun; bei der Durchsicht schweizerischer Statistiken musste ich mich dennoch fragen, was in andern Ländern geschähe, wenn im wesentlichen ein Sechstel der Bevölkerung aus Ausländern bestünde. Auch diese in der Schweiz bestehende Vielfalt imponiert, sie passt zu dem zwischen den Landesteilen herrschenden Frieden. Wiederum weiss ich sehr wohl, dass all dies von den wirtschaftlichen Verhältnissen nicht zu trennen ist. Die Schweiz ist eines der reichsten Länder der Welt, das Bruttosozialprodukt pro Kopf beträgt mit 25000 Dollar ungefähr das Zehnfache des ungarischen Wertes. Angesichts der sprachlichen Toleranz und der Aufnahmebereitschaft dachte ich aber doch nicht über den materiellen Hintergrund, sondern vor allem darüber nach, ob die Wirklichkeit wohl nicht besser ist als die Meinung der Schweizer über sich selbst. Und ob die Vorstellung der gegenüber den Fremden misstrauischen Schweizer nicht doch eine Erfindung ist?

Die direkte Demokratie

Ostmitteleuropäische Denkweise stösst zum wichtigsten Faktor schweizerischer Zusammengehörigkeit nur schwer vor: zur direkten Demokratie, zu dem blendend ausgebauten System der lokalen Autonomie. Nur mit dieser im Alltag zum Ausdruck kommenden demokratischen Wahrnehmung der örtlichen Interessen ist es zu erklären, dass sich die West- und Südschweizer nicht nach Frankreich und Italien sehnen, ebensowenig wie die Deutschschweizer nach anderen

deutschsprachigen Ländern. Politisches Denken in Ungarn hat die Werte, welche die schweizerische föderative Grundidee enthält, nicht erst in letzter Zeit bemerkt. Einer der hervorragendsten bürgerlichen Kenner der Nationalitätenfrage, Oszkár Jászi, griff bei der Auflösung der österreichisch-ungarischen Monarchie auf die im 19. Jahrhundert von Lajos Kossuth vorgelegten Pläne einer Donau-Konföderation zurück und entwarf die schöne, nie Wirklichkeit gewordene Vision einer ostmitteleuropäischen Schweiz. Er schrieb: «Die Geschichte jedes auf guten Grundlagen beruhenden, von ehrlichem demokratischem Geist durchdrungenen Bundesstaates beweist, dass ein solches Gebilde auf die benachbarten Staaten eine grosse Anziehungskraft ausübt.» «Das Elend der osteuropäischen Kleinstaaten» (so der Ausdruck eines weiteren herausragenden ungarischen Denkers, István Bibó) verhinderte die Ablösung der sich sperrenden Nationalismen durch einen offenen, föderativen Staatsgedanken. Die Gründe sind mannigfach, und die heutige Schweiz kann für Ostmitteleuropa in dieser Hinsicht nur als das Modell einer sehr entfernten Zukunft gelten.

Die schweizerische Demokratie des Alltags enthält dagegen für das Ungarn der Gegenwart wichtige Lehren. Die ungarische Gesellschaft unternimmt in diesen Monaten den Versuch, sich auf das Niveau europäischer Rechtsstaatlichkeit emporzukämpfen, die Möglichkeit einer politisch vielseitigen Interessenvertretung zu erschaffen; Debatten über die Ausarbeitung einer neuen Verfassung und die Institutionalisierung von Volksabstimmungen sind im Gange. Es versteht sich daher, dass unsereiner als Besucher in der Schweiz insbesondere von der Eigenständigkeit der Kantone und die komplizierten Regeln der Volksabstimmungen fasziniert ist. Ich habe von mehreren Gesprächspartnern gern die Erklärung vernommen, Initiative und Referendum seien ein hervorragendes Mittel zur Kontrolle der Exekutive, und auch über der Legislative schwebe, dem Schwert des Damokles gleich, die Möglichkeit einer Volksabstimmung. Die Macht werde einerseits begrenzt, anderseits entstehe so Gelegenheit, alles stets von neuem zu überdenken, so dass extreme Lösungen verhindert würden. Mag sein, dass die schweizerische Innenpolitik, von aussen gesehen, deshalb etwas eintönig erscheint.

Interessenvertretung

Die Demokratie des Alltags könnte heute östlich der Elbe der meistbegehrte Ausfuhrartikel sein. Zwei Volksabstimmungen in der Schweiz scheinen mir diese Annahme besonders zu bestätigen. Umstände und Argumente bei der Ablehnung des Uno-Beitritts sind bekannt. Im Zeichen eines Ausgleichs begann aber die reiche Schweiz in letzter Zeit im Ausland vermehrt Verpflichtungen zur Vermittlung oder Überwachung zu übernehmen – so in Namibia. Der ausländische Beobachter glaubt zu erkennen, dass die Stimmen sich mehren, die aus moralischen Überlegungen für den Ausbau der traditionellen Guten Dienste plädieren. Vor dem Hintergrund einer mit Schwierigkeiten kämpfenden Wirtschaft ist die Übernahme von Guten Diensten durch Ungarn nicht gerade aktuell. Eine auch in Begriffen der Moral denkende Politik könnte jedoch beim Wechsel des Modells in Budapest eine unersetzbare Hilfe bedeuten. Die andere lehrreiche Volksabstimmung ist jene über die Initiative «Schweiz ohne Armee» vom Herbst 1989. Praktisch jeder meiner Gesprächspartner hielt es für sicher, dass die Bevölkerung im kommenden Herbst die Idee eines Landes ohne Armee verwerfen werde. Vom Ausmass der Ja-Stimmen könnte freilich abhängen, so erklärte man mir, inwiefern künftig das Anliegen der Dienstverweigerer vermehrt Beachtung finde und ob man den Wünschen linksorientierter und pazifistischer Kreise nach Senkung der Militärausgaben entgegenkomme. Diese Art der Behandlung äusserst komplizierter Fragen vermittelt dem Ostmitteleuropäer die Erfahrung, dass die direkte Demokratie sehr wirksam dazu beitragen kann, verschiedenartigen Interessen zur öffentlichen Geltung zu verhelfen.

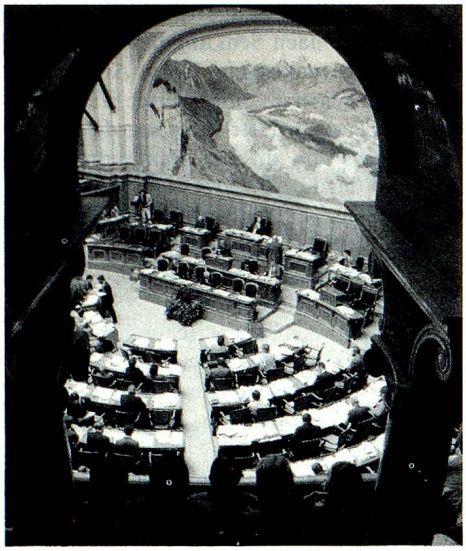
Dutzende kommunale, kantonale und eidgenössische Vorlagen pro Jahr: die direkte Demokratie als typisch schweizerische Form der Demokratie des Alltags. (Foto: Keystone)

Europa der Regionen

Spricht man von europäischen Schattierungen, so wäre hinzuzufügen, dass die in der Schweiz heimische lokale Autonomie auch im Westen beispiellos ist. Dank diesem System fühlen sich die Einwohner, wie ich das an manchen Orten erfahren habe, vor allen Dingen einmal als Bürger einer Gemeinde, dann eines Kantons und erst hernach des Bundes. Diese Art der Selbstverwaltung schafft nicht nur die Möglichkeit enger Kontakte zwischen dem Bürger und den Behörden, sondern ist – und auch dies erscheint aus ostmitteleuropäischer Sicht aufschlussreich – ein Faktor der Stabilität. Eine auf so breiter Grundlage basierende Demokratie geniesst mit Recht das Vertrauen des Kapitals. Eine demokratische Öffnung in Ungarn wird das bisher verständlicherweise mangelnde Vertrauen der internationalen Finanzwelt voraussichtlich stärken.

Eine andere, mittlere Stufe der Autonomie führt in eine weitere Richtung, die schon jenseits der schweizerischen Eigentümlichkeiten liegt. Ich denke an die internationalen Kontakte der Kantone. Bei meinen Gesprächen in der Schweiz kam etwa die wissenschaftliche Zusammenarbeit auf dem Gebiet des Umweltschutzes in Basel, dem Elsass und Baden-Württemberg zur Sprache. In unserer Region funktionieren gerade solche Kooperationen über osteuropäische Grenzen hinweg nur äusserst mühsam, obwohl sie bitter nötig wären.

Vom Eigentümerbewusstsein über das System der Volksbefragung und die kantonale Eigenständigkeit sind wir so zur regionalen Zusammenarbeit und zu Europa gekommen. Die Schweizer Mechanismen geben dem ostmitteleuropäischen Beobachter gleichsam einen Kompass in die Hand. Dessen Nadel zeigt innerhalb des Landes in die Richtung sich frei organisierender kleiner Gemeinschaften und ausserhalb der Grenzen in die eines Europa, das die Blöcke abzubauen sucht und in dem mit grosser Autonomie ausgestattete Regionen miteinander in Kooperation stehen. Die Schweiz bleibt ausserhalb der EG, doch baut sie mit den Zwölf engste wirtschaftliche Kontakte aus, was aus ungarischem Blickwinkel besonders lehrreich ist: Der Beitritt kann aus politi-



Die schweizerische Innenpolitik: aus ausländischer Sicht manchmal etwas «langweilig», dafür selten zu extremen Lösungen neigend. (Unser Bild: Nationalratssaal. Foto: Keystone)

schen Erwägungen verworfen werden, ohne dass dies die Zusammenarbeit in der Wirtschaft verhindert. Möglich ist dies allerdings nur, wenn das ökonomische Potential von jener tragenden Kraft ist wie in der Schweiz. Von den Grundlagen zu den Gipfeln: Selbst in begrenztem Mass und unter Anpassung an ungarische Verhältnisse kann die Verpflanzung schweizerischer Qualitäten Ungarn eine Hilfe bedeuten im Bestreben, ein richtiges europäisches Land zu werden im Geiste jahrhundertealter demokratischer und christlicher Traditionen.

József Martin, Budapest

Quellennachweise

- Lionel Richard. Die Schweiz – von Paris aus gesehen. Aus: NHG-Jahrbuch 1987: Wir und die Welt / La Suisse et le monde. Herausgegeben von / édité par Jürg Altwegg. Verlag Sauerländer Aarau.
- Gideon Rosa. Impressionen aus einem reichen Land. Aus: Tages-Anzeiger, 30. Juli 1988 (Übersetzung des brasilianischen Textes für den Tages-Anzeiger: Marc D. Herzka).
- József Martin. Ungarischer Blick auf die Schweiz. Aus: Neue Zürcher Zeitung, 20. Juli 1989.
- Peter M. Lingens. «Nicht weise, sondern schäbig». Aus: Politik und Wirtschaft, Nr. 9/1989.
- Jürgen Engert. «Keine Extrawurst für Schweizer». Aus: Politik und Wirtschaft, Nr. 9/1989.

Einzelne Beiträge mussten leicht gekürzt werden, die Titel stammen teilweise von der Redaktion der «Schweizer Revue». Wir danken den Autoren und den Verlagen für die Abdruckrechte sehr herzlich.

«Nicht weise, sondern schäbig»

Indem sie auf die Mitgliedschaft verzichtet, vergibt sich die Schweiz die Möglichkeit, das künftige Europa mitzugestalten. Daraus kann ihr möglicherweise Schaden erwachsen, denn von den Folgen der europäischen Politik kann sich auch eine bloss assoziierte Schweiz nicht ausschliessen. Vor allem aber ist das schweizerische Abseitsstehen ein Schaden für Europa, wo doch die republikanische Gesinnung, die liberale Grundhaltung, die erfolgreiche Multinationalität der Eidgenossenschaft der Gemeinschaft zum Vorbild dienen könnte. Die Schweiz liegt, wie Österreich, im Herzen dieses Kontinents, und das würde sie dazu prädestinieren, ein Zentrum dieses neuen Europas zu sein, statt die Rolle eines weissen Fleckens zu spielen.

Aber wie die Schweden und wie die Österreicher sehen die Schweizer in ihrer Neutralität offenbar einen unverzichtbaren Wert, dem sie die europäische Einheit opfern. Ich persönlich kann diesen Wert nicht sehen. Sich grundsätzlich aus jedem Konflikt herauszuhalten, empfinde ich nicht als weise, sondern als schäbig. Und die einzige Rechtfertigung für ein solch schäbiges Verhalten – dass einem nämlich dadurch kriegerische Auseinandersetzungen erspart bleiben – trifft nicht zu: Das neutrale Belgien wurde bekanntlich von Hitlers Truppen problemlos überrannt. Dass er die Schweiz ausgespart hat, dankt sie, wie wir aus den Protokollen der deutschen Generalität wissen, allein ihrer militärischen Kampfkraft und nicht im entferntesten dem Respekt vor ihrer Neutralität.

Das vereinigte Europa der Zukunft ist weit mehr als die Summe seiner wirtschaftlichen oder sicherheitspolitischen Vorteile: es ist die Vision einer endgültigen Überwindung des Nationalismus (einer Zukunft, in der man stolz ist, Europäer schweizerischer, deutscher oder französischer Herkunft zu sein), die Vision einer aus Vielfalt geborenen kulturellen Einheit, die Vision einer intellektuellen und physischen Freiheit, die Vision einer Wiedergeburt des «Abendlandes», als wirtschaftliche, kulturelle, gesellschaftliche und militärische Weltmacht.

Diesem Traum eines vereinten Europas, das so weit reicht wie die Kunst des Barocks und der Geist der Aufklärung, sollte man, so meine ich, den nationalen Kantönligeist zum Opfer bringen – auch und gerade in der Schweiz.

Peter M. Lingens, Wien

«Keine Extrawurst für Schweizer»

Ich bin kein Schweizer, ich bin ein Deutscher. Und als solcher sage ich in Abwandlung eines Ausspruchs von Karl Kraus: «Die Geschichte ist auch nicht mehr das, was sie einmal war.» Das heisst: Wer sie als absolute Grösse nimmt und den Wandel als ihr Wesen verkennt, kann auch das Entstehen eines gemeinsamen europäischen Binnenmarkts mit seinen politischen Einschlüssen als historisches Ereignis nicht verstehen. Eine Dynamik ist durch einen uralten, immer wieder erneuerten, nun aber wirklich grossen Entwurf in Gang gekommen, von der die Schweiz als kleines Land viel zu sehr betroffen ist, als dass sie die Anerkennung einer Sonderrolle beanspruchen könnte.

Im Dilemma zwischen EG-Vollmitgliedschaft und EG-Isolation versucht sie aus der Not eine Tugend zu machen. «Europafähig» möchte sie bleiben. Das ist wie ein bisschen Schwangerschaft – das erinnert an das Testat «zeugungsfähig». Ich könnte, wenn ich wollte, aber ich will nicht. Noch nicht. Dabei sind die politischen und ökonomischen Ziel- und Wertvorstellungen zwischen der Schweiz und der EG fast identisch.

Werden die Schweizer eines Tages Europäer zweiter Klasse sein? Werden sie sich nicht mehr scheren müssen um die «Überfremdung», weil ihren Pass sowieso keiner mehr will? Da ich ein Deutscher und kein Schweizer bin, wünsche ich mir, dass das Schweizer Design mit seinem demokratischen Muster die Innenausstattung dieses europäischen Hauses mitprägt. Ein wahrer Konservativer wird sich nicht an das hängen, was gestern war; er wird stets – mit Augenmass und eingedenk der Tradition – Zukunft gestalten. Darin unterscheidet er sich vom Reaktionär, der lediglich reagiert auf das, was andere vorgeben. Liebe Schweizer, nutzt eure Potenz: Zeugt, macht schwanger und gebärt auch. Auf die Extrawurst hofft ihr vergebens. Der Wurstzipfel als Maximum des Erreichbaren. Aber ich bitte vermutlich vergebens. Bei uns wollen ja auch manche die Grenzen von 1937 wiederhaben. Am Gotthard Europa hochhalten? Liechtenstein ist auch ganz schön? Gewiss. Nur: Der Schweiz ist das nicht angemessen.

Jürgen Engert, West-Berlin